

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 27 (1943)
Heft: 12

Artikel: Nochmals: Mundart in der Predigt?
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419912>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen dies Jahr achtmal und kosten mit dem Mitgliederbeitrag 4 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Obmann des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Veranstaltung: Küsnacht (Zürich). - Druck: H. Gafner, Zürich 8.

Boys, Hot Players und Afternoontea

Wundert es Sie nicht auch zuweilen,
daß einer, der Musik verübt,
um uns dies Faktum mitzuteilen,
sich englisch vorzustellen liebt.

Als „Swing Band“, „Boys“, „Swiss
singers“, „Players“
stolziert fremdländisch man daher.
Es klänge halt „Kapelle Meiers“,
denkt man, doch eher ordinär.

Beim „Afternoontea“ Tärkli schlecken,
das imponiert uns gleichfalls nicht.
Der „Bieri-Tee“ wird grad so schmecken,
wo schwyzerdytsch man dabei spricht.

Red' wie der Schnabel dir gewachsen.
Wer seiner Heimat Sprache schätzt,
bedarf nicht solcher eitler Faren,
damit er sich in Szene setzt.*

Bezug („National-Zeitung“).

Nochmals: Mundart in der Predigt?

Zu dieser Frage, die wir vorm Jahr in unserer Antwort auf die Rundfrage eines reformierten Pfarrers ausführlich behandelt haben, hat sich nun auch ein hoher katholischer Geistlicher, Bischof Caminada von Chur, geäußert — im selben Sinne wie sein Amtsgenosse und wir.

„Seit einigen Jahren hat eine auffallende Wertschätzung der Dialekte unserer schweizerischen Nationalsprachen eingesetzt. Wir wollen nicht untersuchen, ob es mehr eine methodische Schulungsangelegenheit oder eine bewusste Abkehr von fremdländischen Ideologien ist; aber eines bleibt unwidersprochen, daß der Gebrauch der Dialekte selbst in öffentlichen Versammlungen in auffallender Weise zugenommen hat. Es wurde auch schon öfters versucht, in diesem Gewande die Sonntagspredigt darzubieten. Trotzdem wir die wunderbare Lebensnähe und kernhafte Kraft der Dialekte bewundern, ja mit größtem Genuß Dialektstücke lesen und besonders

Dialekt sprechende Erstkläßler hören, erklären wir uns ganz entschieden gegen die Dialekt-Predigt. Das bildmäßig Naturwüchsige des Dialekts birgt die Gefahr ordinärer und trivialer Ausdrucksweise in sich. Nur eine Mutter kann von den größten Geheimnissen der Religion zum eigenen Kinde im Dialekt reden, ohne die Linie zu verlassen. Jeder andere ist, um wenig zu sagen, in ständiger Gefahr, trivial zu werden. Wir können uns nicht des Eindrucks ermahnen, daß der Dialekt gleichsam „Sprache im Arbeitskittel“ sei, während die Schriftsprache im „Sonntagsrock“ auftritt. Aus diesem Grunde hörten wir schon öfters das Urteil über Dialekt-Predigten: „Es war ganz interessant, aber von der Kanzel können wir das nicht hören.“ Man vergesse auch nicht, daß die Schriftsprache geeignet ist, das schrill Auffallende der Dialekte und sogar die Scheidewand zwischen fremdsprachigen Menschen zu überbrücken.

Die Vernachlässigung der Schriftsprache zugunsten der Dialekte bringt es mit sich, daß die Schätze der Literatur zum Schaden der allgemeinen Kultur weniger ins Volk fließen.

Wir möchten indessen besonders gut veranlagte Dialektredner nicht verhindern, bei besonderen Anlässen zügige Dialektansprachen zu halten und daß man in der Volksschule vom Dialektwort ausgehe und sich so schnell wie möglich zum Schriftwort emporarbeite; aber die Kanzelberedbarkeit bleibe der Schriftsprache vorbehalten. Die Bedeutung der Redekunst, die bei allen Völkern gepflegt wurde, bleibt durch die Schriftsprache auf der Höhe. Unsere Kirche weist ihr neben der Liturgie eine angesehene Stellung zu. Man schwäche sie nicht ab durch falsche Popularitätshascherei oder durch das Ablesen eines Manuskripts, das man nicht memoriert, also auch nicht meditiert hat. Verwässern wir die kirchliche Redekunst nicht durch bequemes Ablesen, durch triviale Dialekteinlagen und andere unschöne Beigaben!“ („Neue Zürcher Nachrichten“, 16. 11. 43)

Anderer Ansicht ist natürlich der Obmann des Bundes „Schwyzertütsch“, Dr. Adolf Guggenbühl in Zürich. Er machte kürzlich die Vernehmlassung des Herrn Bischofs zum Ausgangspunkt eines Kurses über „Schwyzertütsch“, den die zürcherische Volkshochschule diesen Winter durchführt. Er bestritt, daß Pfarrer und Zuhörer die hochdeutsche Predigt aus religiösen Gründen, nämlich der höhern Feierlichkeit wegen vorziehen; im Gegenteil, es seien „antireligiöse“ Gründe. Eine hochdeutsche Predigt vermöge nämlich die Hörer nicht aufzurütteln, aber die meisten wollen auch gar nicht aufgerüttelt werden, sondern die Predigt „an sich herablaufen lassen“ und nachher friedlich zum sonntäglichen Mittagessen gehen, sie seien froh, wenn alles beim alten bleibe. Als ob noch kein Pfarrer seine Hörer auf hochdeutsch

* Es liegt vielleicht für uns ein ganz kleines, kleines Tröstlein darin, wenn wir hören, daß ein gebürtiger Engelberger heute mit seinen „Chansons“ in Paris die größten Erfolge habe, er sei „das Idol der französischen Jugend“, er habe „den Swing in Frankreich populär gemacht, vor allem durch seine Kreation des Schlagers: „Je suis swing.“ Wozu der „Nebelspalter“ spöttisch bemerkt: „Armes Frankreich, wenn deine Jugend nach vier Jahren Krieg noch kein anderes Idol gefunden hat als einen Swing-Boy aus Engelberg.“ Aber der „Nebelspalter“ hat vielleicht nicht die richtige Auffassung von der „völkerverbindenden Mission der Schweiz“.

aufgerüttelt hätte! Und als ob alle Pfarrer sie auf schweizerdeutsch aufzurütteln vermöchten! Und als ob Aufrüttelung, Revolution die erste und einzige Aufgabe der Predigt wäre, als ob es Erbauung, Erhebung nicht ohne Beunruhigung des Gemüts gäbe! Ob ein Kanzelredner seine Zuhörer aufzurütteln vermöge, hängt in erster Linie von ihm ab, nicht von seiner Sprache. Mancher, der es hochdeutsch kann, kann es vielleicht schweizerdeutsch noch besser; aber lange nicht jeder, der es hochdeutsch nicht kann, wird es in Mundart können. Es ist eben nicht so, wie G. erklärte: eine Mundartrede nehme man immer ernst, und deshalb spreche und höre man lieber Hochdeutsch, weil man die Predigt „ja doch nicht ernst nehme“. Seine Mundartrede wenigstens kann man auch nicht völlig ernst nehmen.

Den Unterschied zwischen Schriftsprache und Mundart erklärte G. so: Hochdeutsch ist eine intellektuelle Sprache, Schweizerdeutsch eine Gemütsprache. Das ist nicht grundfalsch, aber viel zu einfach ausgedrückt. Also die hochdeutsche Dichtung von Luthers „Fester Burg“ über Schillers „Tell“ bis zu Kellers „O mein Heimatland“, das ist alles „intellektuell“. Aber unsere Gespräche bei der Arbeit, in Fabrik, Werkstatt, Laden und Büro, das ist alles „fürs Gemüt“. Gewiß: wenn ein Fuhrmann flucht, tut er es schweizerdeutsch aus seinem Gemüt heraus, und wenn der Jasser vier Bauern weisen kann, jubelt sein Gemüt ebenso, und das Lied „Vo Luzärn uf Weggis zue“ erklingt in den Stunden der Gemütslichkeit, aber es sind denn doch nicht alle Gemütsregungen gleich wertvoll.

Die Schriftsprache soll schuld sein, meinte G., daß wir „nicht mehr“ reden können. Daß wir es früher besser konnten, hat er nicht zu beweisen versucht; denn der Hinweis auf die redegewandten Araber und Neger beweist für uns nicht viel. Er verlangte auch, daß man Anfänger in der öffentlichen Mundartrede, die natürlich noch nicht alles urchig schwyzer-tütsch sagen können, sondern noch Anleihen machen bei der Schriftsprache, eher ermutige, statt sie durch kritische Hinweise auf ihre Fehler zu entmutigen; „mit der Zeit“ werde es dann schon besser. Auch da ist etwas dran, und wir wollen annehmen, der Herr Gemeinderat Guggenbühl pflege nach jeder Sitzung seine Amtsgenossen, die gleich ihm züritütsch gesprochen, höchstens unter vier Augen zu belehren, wie sie es eigentlich hätten sagen sollen — oder kommt es vielleicht von selber besser? Aber wenn selbst er, der jetzt seit mehreren Jahren für den öffentlichen Gebrauch der Mundart kämpft und überall mit dem Beispiel voran geht und im ganzen, wie man anerkennen muß, ein im Vergleich zu andern Mundartrednern verhältnismäßig gutes Zürichdeutsch spricht — wenn selbst er nicht auskommt ohne natur- oder sprachwidrige Anleihen bei der Schriftsprache, die doch einen ganz andern „Sprachgeist“ haben soll, wenn er z. B. von einer „grundlegende Aseinandersezig“ spricht, wenn er sagen kann, der Bauer sei in der Meinung der kultivierten Leute anderer Länder ein Mann, der z. B. im Theater immer „als humoristische Figur in Erscheinung tritt“, wenn er meint, man müsse gewisse Umstände „in Berücksichtigung zieh“, wenn auch er nicht auskommt ohne die Wörter „tütütsch“, „lanciere“ (das Schweizerische Idiotikon sei vor etwa achtzig Jahren „lanciert“ worden!), „eminent“, „antihöfisch“, „assimiliere“, „animiere“, „Problem“, „Kriterium“, „höheri Sjääre“ usw., wenn er den Ledischiffmann zum „Prototüpp“ des Zürichseebuben erklärt — diese Fremdwörter hat er ja auch nicht unmittelbar aus den fremden Sprachen gezogen (die zudem einen noch ganz andern „Sprachgeist“ haben), sondern auf dem Umweg über die hochdeutsche Schriftsprache (gegen alt-eingebürgerte Fremdwörter wie „ergüßi“, „Barabli“, „Ggelerettkli“, „Puntenöri“ usw. sei nichts eingewendet) — da

sind doch wohl Zweifel erlaubt, ob es von selber besser werde, oder ob die Leute nicht besser täten, hochdeutsch zu sprechen, sogar der Obmann des Bundes „Schwyzerdütsch“. Es ist ja meistens etwas richtig an dem, was er sagt, aber es ist oberflächlich.

Abteil und Abteilung

In der „NZZ.“ vom 28. 12. 42 (Nr. 2139) glaubte ein Einsender, unter dem Titel „Das amputierte ung“ sich über die Verdeutschung des Wortes „Coupé“ durch „Abteil“ lustig machen zu können, indem er aus einer zugestandenermaßen schon bald ein halb Jahrhundert alten „NZZ.“ eine Mitteilung und eine daran angeschlossene „ergözzliche Herzensergießung“ nachdruckt. Er hält offenbar, wie der von ihm angeführte „Germanist“, „Abteil“ für eine durch „Amputation“ der Endung =ung aus „Abteilung“ entstandene Form und will damit beweisen, was an sich ganz richtig ist, daß die heutige „Abkürzungsmanie“, die sich in Gebilden wie Landi oder LA., EZH., Uni, Gymi, Konfi äußere, schon im vorigen Jahrhundert ihre Vorläufer gehabt habe. Die „Herzensergießung“ lautete:

„Sprachverbesserung. In Deutschland ist für das Eisenbahn-coupé der amtliche Ausdruck 'Abteil' eingeführt.“ Ein Germanist bemerkt dazu: „O, ihr Rebläuse im edlen Weingarten unserer Sprache, habt ihr denn gar keinen Vorstell von dem Verständig, den ihr da begeht? Oder meint ihr, daß durch diesen Abkürz die Sprache in praktischem Bezieß gewinne? Nein, alles, was ihr erreicht, ist nur ein schändlicher Verwilder und greulicher Entstell unserer theuern Mutterprache, wovon euch diese paar Sätze hoffentlich wenigstens einen leisen Ahn verschafft haben!“

Seltamerweise handelt es sich bei dem inkriminierten Ausdruck „Abteil“ gerade um ein Wort, das in unserem Sprachschatz längst ganz und gar eingebürgert ist, und kaum jemand wird sich heute noch darüber Rechenschaft geben, daß es nicht nur seine Endsilbe, sondern sogar sein weibliches Geschlecht verloren hat.

Auf jeden Fall wurde des Einsenders Hoffnung auf einen „leisen Ahn“ keineswegs erfüllt, ja die inbrünstige Mahnung hat sich sogar derart katastrophal im negativen Sinne ausgewirkt, daß unser nun vermutlich im philologischen „Abteil“ des hohen Olymp weilende Germanist heller Verzweiflung anheimfallen müßte, je er von den Laten der heutigen linguistischen Rebläuse Kunde bekommen sollte.

Wir haben ihm (am 6. Jänner, Nr. 33) geantwortet:

Die Überschrift in Nr. 2139 (1942) war irreführend; denn das Wort „Abteil“ ist schwerlich durch „Amputation“ aus „Abteilung“ entstanden. Vor diesem Irrtum hätte den von Wilhelm Schultheß angeführten „Germanisten“ schon der Geschlechtswechsel bewahren sollen. Natürlich hätte man das Ding auch „Abteilung“ nennen können, wie man in manchen Fällen einen Spalt Spaltung, ein Gewand Gewandung, einen Bruch Brechung nennen kann. Das schweizerische Schriftdeutsch hat sogar eine Vorliebe für endungslose, einfach aus dem Stamm (allenfalls mit Ablaut des Wurzelfestlauts) gebildete Hauptwörter; so sagen wir Unterbruch für Unterbrechung, sogar Unterfuch für Unterfuchung. Der Germanist Alfred Göze, der Nachfolger Bechagels in Gießen und Bearbeiter von Kluges Wörterbuch, schlägt an unserm Schriftdeutsch gerade das Wort „Vorkehr“ gegenüber dem umständlicheren „Vorkehrung“. Für das heutige „Besuch“ sagte man bis nach 1700 „Besuchung“. In vielen Fällen besteht zwischen den beiden Formen ein Bedeutungsunterschied! So muß der Ehemann nach unserm Zivilgesetzbuch nur für den „Unterhalt“ und nicht auch noch für die „Unterhaltung“ von Weib und Kind sorgen, und noch größer ist der Unterschied zwischen einer Abtretung und einem Abtritt. Das einfache Wort „Teil“ ist auch nicht durch Kürzung aus „Teilung“ entstanden, sondern hat schon eine urindogermanische Wurzel; von ihr stammt das Zeitwort „teilen“, und von diesem ist „Teilung“ abgeleitet. Die Bildung „Abteil“ klingt ja schon etwas gewaltsam, aber so verständlich wie Abbild, Abgrund, Abweg, Abort, Abstaum, Abzeichen u. a. ist sie auch. An Wörtern auf -ung haben wir ja anderseits keinen Mangel, besonders in der Bürosprache nicht. Ein bernisches Statthalteramt erließ einmal eine „Verfügung, durch Vermittlung der Schulbehörden eine Ermahnung und Belehrung an die Bevölkerung ergehen zu lassen, damit der Ahndung wegen Verbotsübertretung vorgebeugt werden kann.“

Ein Ersatz des Wortes Coupé war berechtigt, weil dieses französische Wort in diesem Sinne gar nicht französisch ist; denn der Franzose nennt das Ding compartiment. Coupé gehört also zu jenen Wörtern, die der Deutschschweizer, oft zur Erheiterung unserer Welschen in andern Sinne verwendet als sie. So sagt er Couvert für enveloppe.